

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 32 — Sonntag, den 6. August 1939

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

August 1914 im Erzgebirge • Vor 25 Jahren begann der Weltkrieg

Durch die stillen Täler unserer erzgebirgischen Heimat dröhnte der Marschtritt der Soldaten und Reservisten, die zur Fahne eilten, das Vaterland und ihre schöne, über alles geliebte erzgebirgische Heimat zu verteidigen. Wenn wir heute die Zeitungsblätter aufschlagen, die in jenen Tagen der Mobilmachung herausgegeben wurden, dann werden all die Bilder lebendig, die unser Erzgebirge in jenen gewitterschwülen Augusttagen des Jahres 1914 erlebt hat. Mit Windeseile trugen unsere Zeitungsboten die Nachricht des Krieges hinaus ins abendsonnenglänzende Land und noch ehe die Dunkelheit nahte, war auch im abgelegendsten Erzgebirgsdorf die Kunde vom Krieg bekannt. In vielen Orten läuteten die Glocken Sturm. Rote Laternen vor den Rathäusern und Gemeindeämtern kündeten den Beginn der Sturmzeit. Die Menschen standen in aufgeregtem Gespräch in Gruppen beieinander. Polizeibeamte eilten an den Gruppen vorbei. Eins unserer Bilder zeigt uns, wie sie den Aufruf zur Mobilmachung öffentlich anschlugen. Das war in der Stadt; auf den Dörfern aber liefen die Polizeier zu den Bauern, um sie zur Vorführung ihrer Pferde anzuheissen. Der Schnäbgleiter-Bauer ist der letzte im Dorf, den die Polizei bestellt. Er war seit Tagen vom Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht



im Heu und war seit Sonntag nicht von seinem Berg hinunter ins Dorf gekommen. Da hat er nichts gemerkt von dem dröhnenden Schritt einer neuen eisernen Zeit und war nicht garstig erschrocken, als er seinen „Braunen“ ausspannen mußte. Er klopfte und streichelte ihm den Hals. Immer waren sie wie zwei gute Freunde bei der friedlichen Arbeit auf dem Felde gewesen. Nun ging es in den Krieg! „Lieber, alter, braver Brauner, wir sehen uns, will's Gott, wieder!“ Aber anders ist's gekommen. Beide sind sie draußen geblieben, der Schnäbgleiter-Bauer und auch der Braune. Er und sein Pferd und viele Tausende mit ihnen blieben draußen auf der granatdurchwühlten Erde vor dem Feind. Wir wissen heute von dem Ausgang des großen Völkerringens, wissen aber auch, daß der folgende 9. November des Jahres 1918 ein für allemal überwunden ist. Daß Gott uns einen Führer schenkte, der das deutsche Volk politisch reifer gemacht und ihm eine Wehr und Waffe gegen den altbösen Feind geschmiedet hat, der freilich auch heute noch am Werke ist, systematisch seine Einkreisungspläne zu betreiben. Die schicksalsschweren Augusttage 1914 lassen in uns mancherlei Gedanken wach werden. Gott schütze den Führer, Gott schütze das Reich! Wir wissen den Frieden bei unserem Führer treu behütet. Heimat und Vaterland gab Gott in eine starke, schirmende und schützende Hand!

Bild unten: Truppentransport vor der Abfahrt.



Schulleute kleben den Aufruf zur Mobilmachung an die Anschlagstulen.

Bild unten, Mitte: Reservisten begeben sich in die Kasernen.



Bild unten: Aus den Mobilmachungstagen in Berlin. (Sämtliche Bilder: (Scherl-Archiv, Zander-Multipler-K.)



Tage im Schloß / Eine Geschichte von Postkutschenromantik, Spieluhrklang und Liebe ... Von Karlheinz Walter

(2. Fortsetzung.)

Hier aber weiß man nichts davon, hier spricht man vom letzten Frühling ... vor 25 Jahren, von blonden Locken und von leisem Lachen. Von damals bis heute — was hat sich in diesem kleinen Schloß geändert? Nichts! Nur die Spieluhr hat der Kastellan nicht mehr aufgezogen, bis ich ins Haus kam.

Aber sonst? Nichts hat sich geändert, und die stummen Figuren im Schloßpark stehen ebenso kindlich lächelnd wie vor 25 Jahren, stehen ebenso unwirklich weiß im Grün der Bäume wie damals, als die junge Dorothee noch lebte.

Die junge Herzogin, von der zwei greise Männer und eine alte, müde Frau in einer Bibliothek erzählen. In den geschliffenen Gläsern leuchtet der Rotzpon ... Und schon entzündet Jean neue Kerzen auf den Leuchtern.

*

Pst ... mein Freund, laß uns nun behutsam und auf Zehenspitzen mit meinem schwarzen Nero davongehen. Wir sind aus einer anderen Welt, und wenn ein Dichter auch zum Träumen geboren ist — wo das Träumen zum Leben wird, darf selbst er nicht stören, noch entweichen.

Die kleine Nachtigall am See.

Am nächsten Morgen, als ich am Schreibtisch der Dorothee über meinen Manuskripten sitze, kommt der Buchhändler aus dem kleinen Städtchen herauf zu mir ins Schloß, um mich kennenzulernen. Er neigt seine hagere Gestalt so ehrfürchtig vor mir, daß sein enggeschlossener, schwarzer Schoßrock in den Nähten zu plagen droht und meint, indem er mir sein Gesicht mit der unwahrscheinlich langen Nase entgegenwendet: „Ich bin der Buchhändler und der Freund vom Schloßkastellan, und da Sie, wie man sagt, längere Zeit im Schloße wohnen werden, will ich mich Ihnen vorstellen. Ottokar Häbiger, so heiße ich, und unter diesem Namen bin ich drunten in der Stadt bekannt!“

Des Buchhändlers Rede ist langsam und gemessen wie seine Bewegungen, und es scheint ihm auch gar nichts auszumachen, einmal eine halbe Stunde lang dazusitzen, ohne ein Wort zu sprechen; und das macht ihn mir besonders angenehm. Ottokar Häbiger bleibt auf meine Einladung hin lange Zeit bei uns im Schloße, und wir plaudern mit dem Schloßkastellan und Stokenbach von Dichtern und Büchern. Da ich in meiner Reisefiste eine besonders schön gebundene Ausgabe meines letzten Romans „Das Sternenweib“ mit mir führe, nehme ich die Gelegenheit wahr und schenke den Band dem Buchhändler mit einer kurzen Widmung. Seine Freude ist ehrlich, und stolz zieht er schließlich mit dem Buche hinab ins Städtchen.

*

Den ganzen späten Nachmittag über schreibe ich an meinem Manuskript und werde nicht gestört. Erst als es dämmt, kommt Jean und bringt das Abendessen. Er sieht mich stumm fragend an, und ich gebe auf diese heimliche Frage bereitwillig Auskunft: „Ja, Jean, ich denke schon daran! In einer Stunde etwa mache ich mich mit meinem Nero auf den Weg in den Park. Heute wollen wir das große Geheimnis schon enthüllen.“ Da nickt der Kammerdiener, gießt aus der silbernen Kanne den Tee in meine Tasse und geht hinaus.

*

Ich habe mich entschlossen, ohne Begleitung nur mit meinem schwarzen Nero die angebliche Erscheinung der Herzogin Dorothee am weißen Sarkophag zu erwarten. Ich fürchte immer noch die ganze Häßlichkeit des Alltags, die dahinter stehen muß, und ich will keinen der Menschen im Schloße durch die Lösung des befremdenden Rätsels kränken. Die anderen widersprechen mir auch nicht, der Schloßkastellan bringt mich noch bis zur Terrasse, von wo ich dann in den Park gehe.

Nero nehme ich an die kurze Leine, er scheint zu wissen, daß er heute wieder eine Aufgabe lösen soll, und läuft freudig neben mir her.

*

Im Park ist die Nacht. Der Schall meiner Schritte geht in den dunklen Laubengängen vor mir her, wie in einer nächtlichen Gasse. Manchmal schaut der Mond durch die Blätter und malt in den Sand der Wege seltsame Zeichen, Kringel und Ringe und Sterne.

Ein Dokument aus dem Jahre 1914:

Mobilmachung in Deutschland.

Die Entscheidung ist gefallen, gefallen in dem Sinne, wie es nach den Nachrichten der letzten Stunden erwartet werden mußte:

Wie wir erfahren, hat Kaiser Wilhelm soeben die sofortige Mobilmachung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte angeordnet.

Der Schritt Deutschlands ist die notwendige Antwort auf die drohenden kriegerischen Vorbereitungen Rußlands, die sich nach Lage der Dinge gegen uns nicht minder wie gegen unseren Bundesgenossen Österreich-Ungarn richten.

Ein Extrablatt verkündete im August 1914.

Ich bleibe zuweilen stehen, um in die Dunkelheit zu lauschen. Nur Stille ist ringsum. Kein Lichtschein und kein Laut bringt vom Schloß herüber, obwohl ich ahne, daß dort die alten Menschen in feierhafter Spannung auf der Terrasse warten. Jetzt beginnt eine Nachtigall zu singen. Ganz leise schluchzt sie ihr Lied, irgendwo am See muß sie in den Zweigen einer Kastanie wohnen. Vor mir schimmert es im Mondlicht weiß auf, ich überschreite einen Weg und trete an den Sarkophag der Dorothea. Die Schatten der Säulen auf dem weißen Marmor bedecken im Mondlicht, und die goldenen Leitern glimmen wie aus eigener Glut.

Dorothea ... Und noch immer schluchzt die kleine Nachtigall am See. Singt sie mir das Lied von der Liebe oder gilt ihr Ruf nur der blonden Frau unter den weißen Marmorsteinen?

Und während ich im Mondlicht bei den Säulen stehe, neben mir meinen treuen Hund, den Kameraden großen und schönen Erlebens,

da fühle ich in dieser Frühlingsnacht, daß ich ja trotz meiner Reifen und der Bücher, die auf der Titelseite meinen Namen tragen, daß ich ja jung bin, so herrlich, herrlich jung. Und ich bin glücklich bei dem Lied der Nachtigall und ich sehne mich nach einem Mädel, so jung und so glücklich wie ich! ... Herzogin Dorothee, so denke ich im Uebermut, Herzogin Dorothee, wenn du noch lebstest, schön und jung und blond, und ich wäre wie heut im Schloße Gast ... Da stößt mich Nero mit der feuchten Nase unjant an und mahnt mich an die Pflicht. Ein wenig später stehen wir beide hinterm Laub, dort, wo der alte Stokenbach sein Buch verlor und in der Nacht der Herzogin begegnete.

*

Es bleibt lange Zeit still, auch die kleine Nachtigall singt nicht mehr. Nero, der zuerst unruhig gespäht hat, liegt gleichgültig neben mir am Boden, und das ist das Zeichen, daß kein Mensch weit und breit zu hören ist. Ich warte unbeweglich, wie mein Hund. Manchmal klingt ein Laut auf, aber es ist dann immer nur der winzige Schrei eines kleinen Vogels im Schlaf oder das helle Knacken eines sterbenden Zweiges, der in den Sand fällt. Sonst nichts.

Haben die großen Schloßbewohner die Erscheinung wirklich gesehen, frage ich mich, kann mir doch aber keine Antwort darauf geben. Es spricht viel dafür und viel dagegen. Da beschließe ich, um der Ungewißheit ein Ende zu bereiten, Nero vorsichtig auf die Suche zu schicken. Er ist von mir erzogen, ein Haus oder einen Wald auf Menschen zu durchsuchen, ohne sich eher blicken zu lassen, als unbedingt nötig ist. Der Hund läßt auch die Menschen zufrieden kommt aber sofort zu mir zurück, wenn er etwas entdeckt hat und meldet es. Ich erkenne an seinem Benehmen, ob er die Ohren aufmerksam spitzt oder lauschend stehenbleibt, oder sich ohne ein Zeichen von Unruhe niederlegt, sofort, woran ich bin. So gebe ich Nero also das Halsband frei, streiche ihm über den Kopf und schide ihn davon. Kurz sehe ich den Hund noch einmal als schwarzen Schatten auf dem hellen Wege vor mir, dann raschelt Laub, und mein Nero ist verschwunden.

*

Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu warten. Wenn es hier in der Nähe wirklich ein lebendes Wesen gibt, dann wird mein Hund es finden, dessen bin ich sicher. Wenn nicht, nun ... dann will ich morgen oder übermorgen noch einmal versuchen, die Gestalt zu bannen. Soll es mir dann auch nicht gelingen, sie zu Gesicht zu bekommen, so muß der kleine Bibliothekar eben selber sehen, was er damit anfangt. Sicher aber ist, daß ich mir meine gelöste, zeitlose Stimmung nicht durch diese geheimnisvolle Angelegenheit weiterhin stören lassen will.

*

Mir scheint die Zeit endlos, die Nero fortbleibt. Schon will ich ihn durch die drei schrillen, kurzen Pfliffe herbeirufen, die ihn sofort zu seinem Herrn befehlen, als ich ihn neben mir im Laub höre. Bald steht er vor mir, und legt aus den Zähnen etwas in meine breitgehaltene Hand. Dann streckt er sich ruhig nieder.

Menschen sind also nicht im Park. Im Mondlicht erkenne ich ein breites Seidenband von vielleicht roter Farbe in meinen Fingern, so wie es Mädchen zu Kleidern oder breiten Hüten tragen. Wie kommt!

das Band in den Park und wo hat es mein Hund gefunden? Die letzte Frage ist einfacher zu beantworten als die erste. Ich nehme Nero beim Halsband, lege ihm das Seidenband wieder in die Zähne und befehle rasch: „Das bringen wir zurück... hörst du... ganz zurück!“

Da führt mich der Hund an den Sarkophag der Dorothee und legt das seidene Band an einer Säule nieder. Hier also hat er es gefunden. Ich klopfe ihm anerkennend den Rücken und stecke das Band zu mir. Das werde ich sicher noch brauchen können. Im Schlosse ist man enttäuscht, als ich erzähle, daß ich nichts gefunden und nichts gesehen als ein Seidenband.

„Das könnte die Dorothee getragen haben“, sagt der Schlosskafellan zwar, als ich ihm das Band zeige, aber es ist doch Enttäuschung in seiner dunklen Stimme.

Dann gehen wir alle zur Ruhe. Überall werden die Kerzen gelöscht, und das Schloß der Herzogin liegt in tiefem Traum. Nur der Mond steht immer noch golden und rund wie ein großer schwebender Ball überm Park, und in der Kastanie am See singt die kleine Nachigall wieder ihr sehnsuchtsvolles Lied von Liebe und Leid.

Beim Sternenapotheker.

Jean, der mir am anderen Morgen das Frühstück auf die Terrasse bringt, weist auf meine Frage, wie ich am besten ins Städtchen hinabkäme, mit der Hand in den Park:

„Dort an jener Mauer ist eine schmale Pforte, die niemals verschlossen wird. Wenn Sie hindurchgehen, kommen Sie am Hause des Schlossgärtners vorüber in eine schmale Gasse, die geraden Wegs auf den Marktplatz führt. Sie können in 10 Minuten drunten sein.“

Ich folge diesem Rat, finde das kleine Tor und sehe das winzige Haus vom Schlossgärtner mit den grünen Fensterläden.

Das Häuschen liegt ganz versteckt von Bäumen, überall blühen Blumen und Zweige, und der stille Winkel hier am Ende des Parkes und am Anfang der Gasse ist wie ein Märchenhaus. Schön, wunderschön muß es sich hier wohnen, denke ich im Vorüberstreiten, und der Gärtner, der hier lebt, kann wohl zufrieden sein.

Dann schreite ich mit meinem schwarzen Nero über das holprige Pflaster der engen Gasse dem Marktplatz zu. Die Häuser mit den wunderbar geschweiften Dächern haben alle dem Weg ihre Giebelseite zugekehrt, aus den niedrigen Schornsteinen träufelt der Rauch der Morgensuppe in den Blauhimmel, und die blinkblanken Fenster stehen weit offen und mustern den Fremden und seinen schwarzen Hund mit der gleichen Bewunderung, wie etwa der rundliche Bäcker, der eben seinen Laden öffnet, oder wie die Milchfrau, deren Kannen an den Haustüren klappern. Manchmal sehe ich einen Buben mit der Schulmappe auf dem Rücken und einer großen Muschelmuschel in der Hand daherschlendern, dann wieder treffe ich ein rankes Mädel, den Korb im Arm, übers Pflaster trippeln. Erwachende Kleinstadt. So recht munter sind Häuser, Gassen und Bürgerleute sicher noch nicht, wie es scheint, und mancher reißt sich noch verstoßen den Schlaf aus den Augen oder gähnt zum letzten Male hinter wohlgezogen vorgehaltener Hand.

Als ich den Marktplatz betrete, biegt aus der Gasse schräg gegenüber mit Peitschknall und Hornruf die Postkutsche, rattert über das Feldsteinpflaster und hält, als sei dies die natürlichste Sache von der Welt, stolz und zufrieden vor dem Wirtshaus „Zum grünen Stier“. Der Postillon streicht sich den Schnurrbart rechts und links, schiebt von den Beinen die lederne Decke zurück, hängt seiner braunen Biese den Futterbeutel um und geht mit schwerem Schritt ins Haus.

Rasch dir den Kirschkuchen, alter Postillon, hast ihn dir sicher oft genug verdient. Nero ist mir vorangelaufen und steht mit seinen Vorderpfoten auf dem gemauerten Rund vom Marktbrunnen. Ich rufe ihn zurück, denn sicher hätte das braune Bürgerstöcklein das drüben mit dem Tonkrug unter die Pforte tritt, nicht schlecht Angst, wenn es beim Wasserholen den großen, schwarzen Hund am Brunnen trafe.

Wohl eine Stunde schreite ich durch die Gassen, sehe jeden Winkel

und ein jedes Haus und stehe zuletzt vor dem Fenster der Apotheke „Zum großen Stern“. Hier also wohnt der eine Freund vom Schlosskafellan, und drüben, jenseits der Straße, war der Buchladen des anderen. Ich betrachte die getrockneten Kräuterbündel hinter der Glasscheibe, die braunen Flaschen mit den unwahrscheinlich großen Etiketten drauf und den roten, gelben und schwarzen Papiermützen Gerade will ich weitergehen, als bei schneppender Klingel sich die Ladentür plötzlich öffnet und ein buckliges Männlein seinen Kahlkopf mit einem dazu seltsam anmutenden Spitzbärtchen hinaussteckt und mir hinter einem goldenen Klemmer freundlich lächelnd zunickt.

Ich stutze belustigt und nicke zurück, als da pugige Männlein mich anspricht. Er bietet mir nicht etwa zuerst einen guten Morgen, wie das ja wohl Brauch, sondern sagt mit erhobener Stimme und einem wichtigen, todernsten Gesicht die befremdenden Worte:

„Euch sah ich nie in dieser Gasse wandeln,
O bitte, tretet ruhig bei mir ein!
Wir können plaudern, schweigen oder handeln,
Wie es behagt! Sollt mir willkommen sein!“

Da weiß ich, daß es der Sternenapotheker ist, nehme Nero beim Halsband und trete hinter dem Männlein in den halbdunklen Laden.



Tiroler Kaiserjäger ziehen ins Feld im August 1914.

(Bild zum Artikel der 1. Seite.)

(Atlantik, Zander-Multiplex-R.)

Mir schlägt eine Welle von Pfefferminzdunst und Kamillengeruch entgegen.

„Guten Morgen!“ sage ich laut, um irgendwie einen Anfang zu machen, denn der Sternenapotheker ist durch eine Tür hinter dem Ladentisch wieder verschwunden. Jetzt ruft er mir von dorthin zu: „Ich habe den Raum geräumt; wenn's Euch beliebt, so kommt herein!“

Dann sitzen wir in den roten Samtesseln des Privatstübchens hinter dem Laden; auf dem Tisch steht eine geöffnete Flasche Gesundheitswein Marke „Stern“ (Gefällig geschüttelt), und der kleine Apotheker beginnt ohne Einleitung zu reden. Er plaudert sehr rasch, ohne Pause, und rückt dabei immer an seinem Klemmer herum.

„Also, Sie wohnen jetzt im Schloß der Dorothee? Ja, ja, ich weiß, der Kastellan hat es mir gestern abend erzählt, und ich habe sie an Ihrem Hund erkannt... Ich freue mich, daß Sie mit hereingekommen sind — wissen Sie, in so einer kleinen Stadt, da ist es viel wert, wenn man die Leute kennt, die neu ankommen...“

„Wirklich?“ frage ich ungläubig. „welche Vorteile bringt denn das?“

Der Apotheker füllt die Gläser neu. Dann antwortet er: „Ja, sehen Sie, man wird natürlich überall von Ihnen reden, die Leute werden mancherlei wissen wollen und da sie sich nicht ins Schloß trauen, müssen anderswo Auskünfte beschafft werden. Da geht man denn mal zum Bäcker ein Brötchen kaufen und fragt so nebenbei nach Ihnen — aber der Bäcker, der weiß nichts! Dann geht man vielleicht zum Kaufmann, fragt auch ihn nach dem neuen Gast — aber der Kaufmann weiß auch nichts... Niemand weiß etwas! So kommt man schließlich zum Sternenapotheker unter dem Vorwand, Hustentee zu brauchen, das ist das billigste Erzeugnis, was ich überhaupt führe.“ (Fortf. folgt.)

Nooch'n Feierobnd

De erschte Liebesgob

Da diese Ausgabe unserer Heimatblätter dem Gedenken des großen Krieges gewidmet ist, soll auch die „Feierobnd“-Seite eine Kostprobe erzgebirgischen Soldatenhumors bringen, den uns in einem alten erzgebirgischen Kalender Hans Siegert nachzählt:

Endlich hot's gehaas: „Albert, vor dir is aa e Packel drbei.“ Oder do hatt ich e Frad! Denn wenn mir 8 Tog lang egal Erbsen mit Spack un drzwischen nei zur Abwachsling gar nisch ze assen hot, do lacht en 's Herz wie e Valle Butter, wenn's haast: Albert, vor dir is aa e Packel drbei!

W: logn in Unnerstand. Ka Licht hatt mer net. Eine Finstrigkeit war, doß mer'sche hatt mit'n Sabel zerschneiden könne. Nür e paar Glühwürmle warn ze sah. Dos warn de Zigarren von menn Kameraden. Un in die Finstrigkeit nei bracht der Gruppenführer unnre Packle. Er drückt off's Lampel, jeder krieget sei Zeig, un dernooch war'sch wieder Nacht.

Un der Schrift hatt ich's weiskriegt, 's Packel war von meiner Schwägern. Was ward se nu neigepackt hobn? Halt a Wurscht un e wing Tobak. Denn dos wäß e jeds Weibsvolt: Fürn Moqr: e Wurscht, fürsch Gemüt e Pfeif Tobak.

Ich schneid ne Bindfaden auf, wickel aus — do kimmt mir e Geruch in der Nos', doß Kassen, Rosen, Salmbblätter (Salbeiblätter) un Garthall (Stabwurz) nisch drgegn warn. Drndlich warm wur mir'sch üms Herz. Un wos war'sch, wos esu gut riechn tat? Dos war guter, alter Limburger Raf'.

Uems Denken, do roch der ganze Unnerstand nooch meiner Liebesgob. Freilich, alle warn net ganz mit dan Geruch eiverstanden, un ich ho e mannichs ahörn müssen, wos sei gerod kã Schmeichelei für menn Raf' war, aber dos is nu emol net anners. War kenn alten Raf' verstand iot, dan ka er aa net beigebracht warn. Aus en Och' ward emol kã Reitpaar.

Ich fram nu in meiner Liebesgab wetter un derwisch e kläns, viereckigs Packel. Hält, dent ich, dos is der Raf'! Ich reiß dos wing Papier, dos drümrüm war, wag an heiß e

gruß Stück Raf' o — — — oder nu — inu du grundgütiger Himmel — — wos is dã dos? Dos is doch kã Raf' dos is Saaf! Ho ich oder do gesprudelt un gepfoit! Heit noch schüttelt's mich, wenn ich dra denk. Berze Tog lang bie ich dan Geschmaß von meiner Liebesgob net lusworn!

Wie dos komme war? Ich hatt 's falsche Packel derwisch. Un doß die Saaf nooch Limburger Raf' gerochen hot, do drüber ward sich niemand wunnern, dar wäß, wos alter Limburger Raf' leisten tut. Dar läßt kenn annern Geruch nabn sich aufkomme.

Seit dare Zeit bie ich mißtrauisch, wenn e Liebesgab nooch Raf' riecht. Emol in de Saaf gebissen un net wieder.

(Nachschrift: Albert W. ist im Juli 1915 in Flandern den Helden-tod fürs Vaterland gestorben.)



Wer küßt zuerst? Aus einem neuen Filmmärchen: „Ich bin gleich wieder da“.

Anekdoten

Das ist freilich ein Unterschied.

Zu Friedrich dem Großen kam einmal eine Witwe aus Halle. Sie hatte die Reise nur zu dem Zweck gemacht, ihren Sohn vom König zurückzubitten, denn man hatte ihn, entgegen der Bestimmung, daß der einzige Sohn nicht dienen müsse, zu den Soldaten eingezogen, weil er ein strammer und kräftiger Bursche war.

Man führte die biedere Alte zum König, als er sich, umgeben von seinen Leuten, im Neuen Garten aufhielt. Sie überreichte ihm ehrfürchtig kniegend die Bittschrift, und während er sie durchlas, erzählte sie den Generalen redselig von ihrem Fall. Einer meinte: „Liebes Frauchen, lassen Sie Ihren Sohn nur ruhig hier, wir sind doch alle auch beim Militär.“ Der Alte Friz, der inzwischen die Epistel zu Ende gelesen hatte, hörte das und sagte: „Natürlich, alle sind wir Soldaten, warum sollte Ihr Söhnchen es nicht sein?“ — „Ja Sie, Sie haben auch nichts weiter gelernt“, sagte schlagfertig die Alte, „aber mein Sohn, der ist ein Schuhmacher!“ Dem König gefiel die plausible Erklärung so gut, daß das Mütterchen noch am gleichen Tage ihren Sohn mit zurück nach Halle nehmen durfte.



Das alte Märchen. Von M. Sachs-Schubert.

(Sch. & Sch./M.)